Berndt Rieger

BAMBERG-NUMMER

© *Berndt Rieger, Bamberg*

Inhaltsverzeichnis

Das Brückenrathaus..... 3
Im Hainbad.....8
Im Rosengarten.....10
Der Gabelmann..... 17
Die Altenburg.....23

Das Brückenrathaus

Der Garten, in dem wir wohnen, ist groß genug, um mit dem Rad voll anzutreten, bevor man an das Gartentor kommt und dann zwischen den weißen Pfeilern der Zaunbegrenzung voll auf der Bremse stehend auf die Straße hinabsetzt. Von hier aus sieht man die Stadt in der Tiefe als Ansammlung von Kirchen, durchsetzt von Grün, und Häuserzeilen, die sich an diese Kirchen drücken mit kleinen, rauchenden Schloten. Der Dom mit seinen schlanken, grünspanblauen Spitzen steht als Vordergrundbild vor einer weiten Ebene, an deren Ende ganz hinten im Dunst die Sonne an die Oberfläche rollt. Das Rad schießt vor dieser Kulisse den Hang hinab. Es ist schon das zweite Fahrrad, das erste, zerstoßen von den Würfeln und Kanten uralten Straßenpflasters, steht längst mit seinem eiernden Hinterrad in einer Garage. Dieses zweite Fahrrad hat seinerseits die Schwäche im Rücktritt, gerät von der Steilheit des Abfalls des Wegs in die Stadt leicht ins Schleudern, man darf nicht zu stark treten, schon schlingert es, und kaum tritt man zu sanft, wird die Fahrt halsbrecherisch, da man von der Schwerkraft gezogen fast wie im freien Flug die schiefe Ebene hinabstürzt.
Dann geht es im sanften Gefälle des Domgrunds zwischen verwucherten Gärten hin, wobei das Rad vom Dahintreten zu summen und gemächlich zu Klappern beginnt auf dem rauhen, brüchigen Asphalt vor dem Spielplatz. Eine weit größere Erschütterung aber ist das von den Schuhabsätzen glattgeleckte, von der Witterung gespaltene Pflaster am Ende des Domgrundes, und nach einer kurzen Umleitung, bei der man zwischen den Häusern höher tritt, kommt zweimal ein neues Gefälle, in das man geschüttelt, klingelnd und ratternd hinabfährt, zuletzt geradewegs auf das Tor des alten Brückenrathauses hinzielend, und dort taucht man im Hochschießen über den Rücken der einen Brückenhälfte und durch das Rathaus durch und fällt im Freien hinab über die zweite Hälfte.
Es ist dieser klappernde, malerische Bogen das eigentliche Zentrum der Stadt. Auf seiner Höhe rauscht rechts das Gefälle unter einem Fußgängersteig weiß in der Tiefe, und man ist zwischen den Wassern von Regnitz und dem Beginn des Ludwig-Donau-Kanals. Links gleitet ein Ausflugsboot am breiten, schiffbaren Fluß an Stummelhäusern vorüber und es entsteht ganz kurz eine Empfindung von Höhe und Ferne zwischen all den Kirchen.
Was jetzt beim Einbiegen in die Lange Straße noch kommt, Plätze, Einkaufsstraßen, Autobahnen, das ist nur mehr Beiwerk. Auf der Höhe des Brückenrathauses aber gefriert die Zeit, und davor, wenn man im Sprühen der schleifenden orangen Gehsteigreinigungsmaschinen und im Nebel des Vormorgens auf den trüb erleuchteten Bogen des Rathausdurchgangs zustrebt zwischen den Antiquariaten und Eiscafes, ist die Beschleunigung, die Hast und das Eilen eine Form der Vorfreude auf die Ewigkeit dieses Seitenblicks, einmal rechts in die Gischt, wo die Flußausläufer über Wehre fließen, zusammengesucht aus altertümlichen Winkeln, und links auf das braune, abfließende Wasser eines befahrbaren Gewässers.
Sogar im Winter, mit dem Glitzern von Eis auf den glattgelatschten Steinen, oder manchmal sogar mit den Spuren von Schnee hoch oben, wo er sich wie in eine Wehe in den Stuck des Brückenrathauses eingegraben hat, um vom Wind zur Skulptur zurechtgeschliffen zu werden, ist dieser Antritt hoch auf den Brückenbogen und durch

den Lichterschein inmitten des Tors ein erhebender Moment in der Vormorgendunkelheit. Ich denke an den vergangenen Winter, als der Garten still verschneit lag und nur das Schlingern der Räder im makellosen Weiß des Gartenwegs, der vom Schein der Fahrradlampe nur andeutungsweise aufglitzerte, vortäuschte, daß hier zwei unterwegs waren. Zur Winterszeit ist die Ebene der Stadt da unten noch dunkel, und die wenigen weißen Straßenleuchten strahlen den Dom von hinten an, sodaß er als gezackte Schwärze vor einem dunklen, merkwürdig blendenden Grau da steht.
Wenn dann beim Eintauchen in die alten Straßen mit den staubschwarzen Hausfassaden hier ein Lebkuchenduft aus einer Bäckerei dringt und da ein warmes, dunkelgelbes Licht in einem Kellerfenster angeknipst wird, entsteht auch in der eisigen Kälte eine alte, verlorene Heimeligkeit, zu der das Tor des Brückenrathauses paßt mit seiner von Schneeflocken umstrichenen orangen Einfahrtsfläche.

Es gibt sie noch, diese kleinen Kaffeestuben, morgens um sechs, in denen man stehend in der dösig machenden Ofenhitze frühstücken kann. Man redet nur das Notwendigste, mit belegter Stimme, umfaßt die heiße Tasse mit geröteten Fingern und nippt schluckweise am alten Porzellan. Vielleicht liest man gerade die Zeitung, während draußen im Nebel auf dem Kanal ein Fährschiff durchfährt, als wäre es ein Stück Nordsee in Bayern. Und doch ist gerade dieser Hauch von Ferne auf ein behagliches Maß zurechtgestutzt. Wenn man sieht, wie der neue Main-Donau-Kanal zwischen den beiden Kolossen der Schleusen gemächlich grün unter den Brücken durchzieht und die Stahlungetüme der Schleppkähne schwappende Wellen gegen die zierlichen Ufer stemmen, fühlt man sich eingemummelt in eine kratzige, aber durch und durch wärmende Decke.

Das ist der beste Platz, um über einen größeren Fluß und eine größere Stadt zu schreiben. Ich habe dort einmal eine Frau getroffen, die für das Fernsehen arbeitete. Ihr Vater war gestorben und sie war von seinem Grab her direkt bis zur Cafeterrasse gegangen, auf der wir saßen. Unnah, auf einer Brücke, fuhr eine Straßenbahn rasselnd aus der Stadt aus, und darunter zog quer ein Schleppkahn durch im Wind der Flußweite. Die Frau schien sehr oft zum Grab zu gehen, und das schon seit Jahren, und seither hatte sie auch die Angewohnheit entwickelt, über den Tod nachzudenken und Friedhöfe zu besuchen. Sie produzierte Fernsehshows, hatte keinen Freund und fuhr in ihrer Freizeit und im Urlaub in alle Kontinente, um dort Friedhöfe zu besuchen, zu photographieren und machte wahrscheinlich sogar Videoaufnahmen. Ob sie eine Fernsehsendung über diese Friedhöfe plante, weiß ich nicht mehr, aber sie hatte mehrere Photoalben mit unzähligen Detailaufnahmen dieser Friedhöfe. Sie war mittleren Alters, schlank und sehr gepflegt, ihr Gesicht war hübsch, sie war geschminkt und manükiert, aber es war da etwas Seltsames: Sie schien nicht parfümiert zu sein und ihr Körper hatte keinen Eigengeruch. Ich sage daß, obwohl die Angelegenheit Jahre zurückliegt und man auf einer kühlen Cafeterrasse im Herbst, zu einer Zeit, in der nur mehr die Mutigen draußen in der eisigen, von der schwachen Sonne gar nicht mehr erwärmten Luft sitzen, die nach Abgasen und Staub und vielen Menschen riecht, kaum mehr den Geruch eines einzelnen wahrnehmen kann. Tatsächlich aber schien sie keinen ausgesprochenen Geruch zu haben, und das ist etwas fast Abstoßendes. Ich sage nicht, daß ein übler Schweißgeruch etwas Feines ist, aber immerhin. Sie aber schien mir wie ein Schatten, oder vielleicht sogar ein Geist, und das hat mich während der ganzen Zeit, in der sie nur über Tote und Gräber und Leichen erzählte, irritiert. Es war September, denke ich, aber einer dieser

sehr kühlen Septembertage, wolkenlos, dunkelblau, mit wunderbarer Fernsicht, aber eisig kalt. Es ist das fast eine Novembergeschichte.
Die Frau dachte nur mehr an die Schattenwelt, und ich denke, daß sie zu dem Zeitpunkt innerlich ausgehöhlt, mehr tot als lebendig war. Sie erzählte mir vom Grab ihres Vaters, und von Gräbern und Friedhöfen in aller Welt, Urwäldern von Totenstätten mit umgestürzten Bäumen und wuchernden Hecken, wo sie dann am Gemäuer marmorne Engelsgesichter fand und photographierte. Und dann kam diese Geschichte von dem Friedhofswärter. Es gab da offenbar einen Friedhof am Ufer eines großen Flusses am Ende einer sehr großen Stadt. Dort lag vor vielen Jahren Brachland und man konnte im Strom, der an der Stelle schon sehr breit war, fischen. Ein junger Mann fand dort eines Tages, das muß am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein oder zumindest in der ersten Hälfte, im Treibgut dieses Flusses die Leiche eines Mannes. Er sah sie dort liegen, betrachtete sie eine Weile und dann tat er etwas. Vielleicht war es die Ähnlichen des toten Gesichtes mit dem eigenen, oder die Überlegung, es könne sich um einen Selbstmörder handeln, denn damals durften Selbstmörder nicht auf geweihtem Boden begraben werden, was sein Handeln bestimmt hat. Jedenfalls drehte er sich um und ging nach Hause, um eine Schaufel zu holen. Als er zurückgekommen war, entkleidete er die Leiche, schmückte sie, hob ein Grab aus und legte die Leiche hinein. Er kniete sich zu einem Gebet hin, schüttete das Grab zu und pflanzte ein Kreuz darauf, das er sich aus Strandgut zurechtschnitzte. Darauf ritzte er das Datum ein.

Es ist das eine Geschichte, die in Bamberg nicht passieren könnte, und ich erzählte sie wegen der Kontrastwirkung. Erst seitdem ich in Bamberg lebe, merke ich, wie bedeutsam sie ist. Denn es geht um die Frage, ob man einen anderen einfach so begraben kann. Man könnte einerseits behaupten, er ist schon tot und er merkt nichts mehr davon. Aber dann geht es um die Angehörigen, die er vielleicht haben könnte, und die ohne seine sterbliche Hülle und ohne die Durchführung eines Begräbnisrituals womöglich nie mehr in ihrem Leben ruhig werden können. Die ersten Kulturen, die wir kennen, waren Totenkulturen, und ich denke es ist eines der tiefsten Tabubrüche, die wir kennen, wenn man eine Leiche, die man zufällig gefunden hat, selbständig und in Eigenregie bestattet. Andererseits ist der Vorgang nicht verwerflich, sondern hat etwas Fürsorgliches. Stattfinden kann er aber nur in einem Gebiet, das sehr abgelegen ist, und in einem Gefühl, außerhalb der Gesellschaft zu leben, ein Gefühl, daß in der Großstadt entsteht, wo das Gemeinschaftliche zerfasert und in den Lücken und Maschen dann die Freiheit sichtbar wird als Erschreckendes und Befreiendes.

Die Gegend, in der der Mann lebte, war abgelegen, und das Holzkreuz auf der Erdaufwerfung fügte sich mit dem Fortgang der Jahreszeiten in die Landschaft ein. Es war ein Augebiet mit quakenden Fröschen, sumpfigen Tümpeln und Weiden, die alles ungangbar machten. Er kam weiter in die Gegend, um hier zu fischen, in der Regel sonntags nach dem Kirchgang. Dabei stattete er auch dem Grab des Unbekannten seinen Besuch ab und sprach dabei immer wieder ein Gebet, das allerdings einen sehr informellen Charakter hatte und eher ein Gespräch zu nennen war. Er kam an das Grab, wie er selbst sagte, um nachzudenken und sich mit dem Toten auszureden.
Eines Morgens fand er im Ufergebüsch eine weitere Leiche. Sie war schon aufgedunsen und stank, aber ebenso wie zuvor (vielleicht spielten auch hygienische Gesichtspunkte eine Rolle) entkleidete er die Leiche, legte sie in ein neues Grab, das er neben dem ersten

aushob und bestattete sie wie schon zuvor die erste Leiche, und nicht ohne erneut das Datum in ein grob verfertigtes Holzkreuz zu schnitzen. Über den ersten Vorfall hatte er gegenüber anderen geschwiegen, er schämte sich auch dafür. Daß er nun zum zweiten Mal einen Toten bestattet hatte ohne die üblichen Riten und Formalitäten, wird diese Scham verstärkt haben. Die Zeit verging. Der zweite Weltkrieg kam, der junge Mann wurde eingezogen, und kehrte nach Jahren wieder, um in dem Ort als Handwerker zu arbeiten. Er war älter geworden, er gründete eine Familie, er kam beruflich in angesehene Positionen und war in seinem Heimatdorf, das versicherte mir die Frau, wohlgeschätzt. Er machte Geschäftsreisen und erweiterte dabei seinen Horizont, aber es gab da etwas, das blieb in seinem Leben eine unwiderrufliche Konstante, eine perfekte Gerade: Das Fischen am Wochenende im großen Fluß, alleine, und das Bestatten der Ermordeten und Selbstmörder der großen, flußaufwärts gelegenen Stadt, die es immer wieder gab. Später erwähnte er, es habe weder weniger, noch mehr Tote gegeben in guten wie in schlechten Zeiten. Er habe immer nur fischen wollen, und habe in keinem Fall aus morbider Neugier darauf gewartet, einen Toten oder eine Tote zu finden, und doch habe es sich immer wieder ergeben, daß er Verwesungsgestank roch und ihm nachspürte, oder daß irgendwo in einer Aussackung des Flußes ein Körper im Brackwasser lag. Schließlich war der Mann in die Jahre gekommen, die Stadt hatte sich ausgeweitet, und letztendlich wurde der Friedhof bekannt. Zuerst war es ein Tuscheln von Kindern, und manche, die hier vorüberkamen, werden ihn für eine vergessene, primitive Weihestätte gehalten haben, aber sie waren eben keine Archäologen. Ob man den Mann eines Tages beim Vergraben eines Namenlosen quasi inflagranti ertappt hat, ist mir nicht bekannt, nahezu zeitgleich aber gab es einen Verein zur Förderung dieses Friedhofs und eine Anzeige bei der Behörde, die gern den Friedhof der Namenlosen, wie er seither heißt, geschlossen hätte wegen der Gefahr der Grundwasservergiftung. Tatsächlich aber wurde am Ende eines langen öffentlichen Streits ein Zaun um das Anwesen gezogen und der Gründer des Friedhofs offiziell zum Wärter gemacht, was er heute, im hohen Alter, noch ist.

Ich denke, er ist ein freier Mann geblieben, und deshalb komme ich noch einmal auf das Brückenrathaus und auf den Kanal zu sprechen. Wenn man das Brückenrathaus sieht, das ja, wie die Legende besagt, im Fluß gebaut werden mußte, weil sich Kirche und Bürgertum so unversöhnlich gegenüberstanden, daß quasi nur im rechtsfreien Raum des Flusses das Bürgertum Fuß fassen konnte, dann kann man erkennen, daß es schwer ist, in Bamberg frei zu leben. Die Verwinkeltheit, das Verschachtelte, in sich Gekrümmte der Stadt, ist genauso beschützend wie erstickend. Und doch ist da der Kanal mit den Booten von Schlepperkapitänen, denen es doch völlig egal ist, ob sie hier das feine Geflecht einer historischen Stadt queren, die sogar zum Weltkulturdenkmal erhoben worden ist. Und genauso ist es mit den Autobahnen, die wie Dachrinnen von dieser Stadt weglaufen, und über die man fast in Minutenschnelle schon im Land oder in einer Großstadt ankommen kann, wo die Freiheit schon von jeher oder durch einen Zivilisationsriß existiert. Einen Typus wie den Friedhofswärter wird man in Bamberg nicht finden, und gerade deswegen verläuft für mich die Linie der Freiheit gerade dort, wo man auf dem Rad durch das Brückenrathaus schnellt, hoch oben über dem Wasser. Es ist eine silberne Spur.

Einmal besuchte die Frau, die Friedhöfe abklapperte, auch den alten Mann am Friedhof der Namenlosen. Die Grabesstätte liegt in einer Senke. Heute ist sie nur fünfzehn Fahrminuten vom Großstadtpflaster entfernt, aber es soll dort vollkommen still sein. Der

Fahrzeuglärm der Umgehungsstraße ist etwas, das diese Stille nicht durchdringen kann. Man tritt in dieser Senke in einen Nebel. Man hört dann das Kratzen eines Rechens und geht nach vorn, um einen Baum, wo man es im Laub rascheln hört. Zwischen verkrüppelten Holzkreuzen steht da ein alter Mann mit schlohweißem Haar.
"Wos is?" fragte er.
"Sind Sie der Mann, der mit den Leichen?"
Er musterte sie, ruhig und gelassen mit seinen grauen, alten Augen, und zögerte, vielleicht auch aus Mißtrauen. Schließlich antwortete er: "Ja. Gehen wir ein Bier trinken."
In der Kneipe am Fluß, erzählte die Frau, habe man aus der Flasche trinken müssen, es gab keine Gläser. Der alte Mann erzählte von den Namenlosen, wie er sie aus dem Wasser zog, wie er mit ihnen redet und sie fragt: "Warum hast du das denn tun müssen?"

Danach war die Frau aufgestanden und in den Nebel hinausgegangen zu den Bäumen am Ufer. Sie hatte das Gefühl, angekommen zu sein, und es quälte sie furchtbar. Sie hatte weinen mögen, aber sie stieß nur einmal einen verkrampften Laut aus, der fast lächerlich klang. Sie dachte an ihren Vater. In ihrer Heimat war es üblich, beim Tod eines Angehörigen die Dachluke aufzustoßen, damit die Seele entweichen kann. Und noch ein Satz dazu: Das letzte Hemd hat keine Taschen. Da sah sie aus den weißen Schleiern über dem Wasser ein Ruderboot auf sich zutreiben, ein leeres Boot mit in den Riemen hängenden Rudern. Vorne war es frisch lackiert und glatt. Es war ein neues, ungebrauchtes Boot, und von dem Gedanken lief der Frau ein Schauer über den Rücken, denn dieses Boot war wie ein Eingang, als ginge es in der Höhlung des Bootes wie durch eine Treppe durch den Fluß in das Reich der Schatten.
Das Boot fühlte sich kühl an auf der Haut der Handflächen. Man spürte den Bauch des Bootes und seine leblose Kälte. Da nahm die Frau allen Mut zusammen und stieß diesen fremden, wahrscheinlich von der Kette gekommenen Kahn mit aller Kraft in die Wellen zurück. Es zischten die Ruderblätter von der gegensätzlichen Bewegung, und die Frau spürte in einem Seitenblick etwas Helles. Es war etwas Explodierendes, das stichflammenartig einen Meter hoch über den Boden rollte. Das dauerte eine Sekunde Ewigkeit, und sie spürte dabei, sagte die Frau, es war der enttäuschte Aufschrei des Todes.

Ich saß damals, als sie mir das erzählte, wie betäubt da. Was wir nachher noch gemacht haben, weiß ich nicht mehr. Ich bin damals aus dieser Stadt weggegangen, vielleicht hatte das etwas mit der Offenheit zu tun, und der Freiheit und der Kälte. Es kann sein, daß ich durch dieses Ereignis beschlossen habe, mich in einer Stadt wie Bamberg niederzulassen. Genau kann ich es nicht mehr sagen, im Grunde genommen ist ja auch alles, was wir tun, zufällig.
Übrigens ist mir aufgefallen, daß es in dem gesamten verwinkelten Altstadtteil des Berggebietes von Bamberg, in dem wir wohnen, und den ich den sakralen Teil der Stadt nenne, keinen einzigen Friedhof gibt, und ich finde das sehr schön, daß man den Glauben vom Verlöschen trennt. Manchmal aber, auf dem Scheitelbogen der Brücke am alten Rathaus, die zugleich das Durchfahrtstor des Gebäudes ist, blitzt so ein Schlaglicht eines Photographierblitzes auf, bei dem ich an das Ruderboot im Nebel denke, und dann weiß ich, daß der Körper schon zu faulen begonnen hat.

Im Hainbad

Das Bad ist im Grunde genommen eine längliche Holzkonstruktion am Regnitzufer und ein gemähtes Rasenstück, wohlentzogen den Blicken durch üppiges Laubwerk. In der Mitte des Flusses schaut man auf die erdfarbene Fassade des Wasserschlosses Concordia, sonst aber nur auf den Himmel: Von Baumkronen umkränzt, tiefblau. Wenn man anfangs die Schilder sieht: DAS BADEN IM FLUSS IST NICHT GESTATTET, möchte man am Liebsten umdrehen von der Absurdität, den Eintritt in ein Bad gezahlt zu haben, und dann gar nicht baden zu dürfen. Man sieht auch, daß wenige baden. Immerhin, denkt man sich, es gibt hier keinen Bademeister mit Trillerpfeife für die Regelbrecher.
Wir lagen im Baumschatten auf der Decke in der Stille. Das Bad liegt wenige Schritte von der Altstadt entfernt, man hört draußen Schritte auf dem Kies und Stimmen von Spaziergängern, die zögernd in die Tiefe eines dunklen Parks wandern, an dessen Grenzen auf beiden Seiten das Flußwasser leuchtet. Gegenüber hebt sich eine Anhöhe aus dem Wasser und versperrt den Blick, weshalb auch abends die Sonne vom Hainbad wegbleibt und hier gleichsam vor der Zeit die elektrische Beleuchtung im angrenzenden Biergarten angedreht werden muß.
Ich merkte, daß an beiden Enden der Holzkonstruktion Treppen ins Wasser führten. Ich stieg barfuß die vom Moos glitschigen Stufen in den kühlen Sog des Wassers hinab und glitt, in es eintauchend, an den Pfählen vorbei in das Freie hinaus. Mit energischen Schwimmstößen kam ich ruckweise gegen den Strom voran, steckte bald aber auf der Stelle fest, was fast komisch war, wenn ich beobachtete, wie ruhig die Menschen auf den Holzbohlen daneben lagen und sich sonnten, während ich mich im klatschkalten Wasser abstrampelte.
Drehte man sich auf den Rücken, konnte man sein Fortkommen, Abtreiben oder auf der Stelle Treten an den Ästen, Zweigen und Blättern der Bäume darüber beobachten, da sich dort mehrere Ebenen des Raums gegeneinander verschoben oder stillstanden. Es kam mit dem Schwimmen im Fluß eine neue Dimension in das Schwimmen an sich. Ich dachte an die Forellen in den klaren fließenden Gewässern, die ähnlich eingefroren auf der Stelle bleiben und dabei doch völlig gelassen wirken im Bewußtsein, daß gleichmütige Bewegungen dem Strom als gleiche Kraft entgegenstehen und die an sich bedrohliche Schwemmkraft verpuffen lassen. Den Menschen im Bad dagegen fehlte ein ähnliches Selbstvertrauen: Sie begannen gar nicht erst, wie ich es getan hatte, an der flußabwärtigen Seite mit dem Schwimmen, sie zeigten gar nicht erst Lust dazu, sich der Strömung entgegenzustemmen, sondern gingen oben ins Wasser, trieben ab und stiegen am anderen Ende wieder heraus. Der Mut, den es bedeutete, die Verbotsschilder, die gar keine waren, zu mißachten, ließ offenbar nicht den größeren Mut zu, die Stärke des noch von Schmelzwassern gestärkten Stromes zu testen. So hatte ich auch selbst festgestellt, daß gegen Flußmitte zu die Strömung stärker war, eine Begeisterung aber packte mich und mir war schnell klar, daß ich diese Strömung testen wollte. Diese Begeisterung hatte etwas damit zu tun, daß ich Flüsse bis dahin als zu kalt und zu gefährlich empfunden hatte und daß die Flüsse in meiner Jugend noch dazu mit Chemikalien verseucht und giftige, leblose Brühen gewesen waren mit Schaumkronen, die sich in Wirbeln zu Türmen häuften, als hätte jemand Waschpulver hineingeworfen. Daß die Flüsse wieder rein

wurden, daß sie Leben spendeten und wieder in neuen Mäandern durch die Landschaft zogen, hat mir mehr Vertrauen in die Menschheit gegeben als jede persönliche Erfahrung.
Ich lief also wassertriefend zwischen den Liegeflächen durch an das andere Ende des Bades und glitt dort in das Wasser. Man konnte querhalten, auf das schattige Ufer gegenüber hin, und merkte dabei, daß man sehr rasch abgetrieben wurde. Um so überraschender war es dann, daß man bald da war. Im Rückblick konnte man es sehen, wie schnell das Ufer, von dem man sich abgestoßen hatte, verschwand. Anders war es, wenn man schräg dem Fluß entgegenruderte: Der Stillstand mitten im Wasser war doch, wenn man die über den Fluß ragenden Äste betrachtete, ein Abgleiten. Kam man dann aber in den Einzugsbereich des anderen Ufers, reichte die Bewegung aus, um sich auf der Höhe zu halten. Dort war es schattig, und während beim auf dem Rücken Liegen die Glieder zuckten wie die Flossen einer Forelle, ruhte man aus mit dem Blick in der klaren blauen Ungewißheit des Vorsommerhimmels. Es machte Spaß, dann wieder in die helle, funkelnde, glucksende Mitte des Flusses zurückzutreiben, wo einem die Sonne die Haare wärmte, und dann tauchte man unter die Wasseroberfläche in das Braungrün und dann wieder hoch und spürte dabei die Gesichtshaut kühl und von innen durchglüht von der alten, nur augenblickslang unterdrückten, sonnengeborgten Wärme.
Fast verrechnete man sich dann, wenn man die flußabwärtige Treppe ansteuerte. War man aber da, ließ der Sog sofort nach und es war ein Leichtes, aus dem Wasser zu steigen.
Ich lief noch einmal über die warme Betonfläche, den Sand des Spielplatzes und den Rasen der Liegewiese, um diesmal durch das runde Eingangstürchen des Bades auf den Kies des Parkwegs zu setzen, an Spaziergängern vorbei, mich zwischen Radfahrern durchschlängelnd, auf Zehenspitzen trabend. Die Schwerkraft und die Kälte der nassen Haut ließen mich dabei an einen Fisch denken, der zappelnd an Land außerhalb seines Elementes um sich schlägt. Irgendwo trat ich mit dem Fußballen auf etwas Spitzes, Scharfes, eine Glasscherbe, die ich mir blicklos mit dem Fingernagel herauspuhlte. Im Dauerlauf gelangte ich an einen Pavillon. Darüber spannte sich eine Betonbrücke über den Fluß. Am Beton des Ufers schrammte ich mir die Finger auf, als der Körper über die von Algen glitschige Oberfläche gleich in das Wasser plumste. Die Strömung zog kräftig in diesem Nebenrinnsal vom Fluß weg, doch mit einigen schnellen Schwimmstößen war ich draußen, wobei noch einmal der Keil der Böschung auf mich zukam, ich ihn planschend und unter Ästen durchtauchend aber vermeiden konnte.
Das Herz ging mir auf, als ich sachte über den Fluß zog mit gleitenden Bewegungen, umgeben vom Naß, eingewickelt in den Strom und zu spüren, wie er mich mit meinen verschrammten, Blut leckenden Gliedern mitnahm. Unter den verwunderten Blicken ferner Spaziergänger wechselte ich einmal aus der freien Fläche unter diese, dann wieder unter jene überschattete Fläche, tauchte unter, drehte mich im Kreis und schaute einmal nach vor, dann zurück und taumelte im Strom wie ein Blatt im Ineinandergreifen von Wirbeln.
Das Bad, am Ausgang des Stroms, Palisaden an der rechten Flußseite, bevölkert, davor die Terrasse des Rudervereinshauses, wo man rauchte, trank, aß und Kleider trug, war dann das sachte Herantreiben und Andocken der Zivilisation, zu der man dann in Badehose heraufstieg, leicht außer Atem und mit der Pokermiene eines Mannes, der sich einen Spaß erlaubt hat.

Im Rosengarten

Vom Rosengarten hat mir ein ehemaliger Geschäftspartner meiner Frau erzählt, der uns später gnadenlos über das Ohr gehauen hat, man sagt auch: Über beide (in dem Fall alle vier) Ohren balbiert hat. Wahrscheinlich ist das "Balbieren" Fechtersprache und bezeichnet unter Ehrenleuten etwas besonders Erniedrigendes. Oder ist Balbieren so etwas wie Rasieren? Egal: Dieser Mann hat das Sitzen im Rosengarten als großartiges Gefühl beschrieben, vor allem, weil ja im Terrassencafe die "Atzung" (dieses Wort hat wiederum bei einer stinklangweiligen Fortbildung ein alter Professor letzte Woche verwendet für das ebenso antiquierte "Speis' und Trank", aber wie sollte man das moderner ausdrücken? - es sagt ja auch keiner: „Nach dem Vortrag stehen da hinten noch Nahrungsmittel für Sie bereit“) am Tisch serviert wird.

Außerdem sei das Sitzen im Rosengarten ein großartiges Gefühl wegen der Aussicht über die Stadt, die man "fantastisch" oder "berauschend" oder auch als "einmalig" oder "gnadenlos" beschreiben kann. Nach der beugen sich ja dauernd Touristen über die Steinmauer, auch, um in der Vertikale hinab schauen und prüfen zu können, wie tief es ist. Und nun ist ja eine schöne Aussicht über "Türme und Zinnen" ja ein Teil der Anziehungskraft des Rosengartens neben seiner schönen Blumen. Aber man muß auch die Kontrastwirkung beschreiben, vom hohen, steinernen Platz zwischen der alten Hofhaltung, dem Dom und der neuen Residenz, der genauso wie der Rosengarten über die Stadt "gebietet", durch einen Durchgang zwischen die Mauern des Rosengartens zu geraten, in diese zierliche Dichte, hinter der sich das Stadtbild von oben, bläulich vom Dunst eingefärbt, wie ein Wandteppich, oder "Damast" einwebt.

Ich habe selten mehr über Blumen, ob nun schön oder weniger schön, nachgedacht als in dieser künstlichen, filigranen, geordneten Atmosphäre des Rosengartens, umschlossen von den kalten, feuchten Mauern der Erinnerung. Wenn man sich die weiche Schlappheit von Tulpen vorstellt, dann fällt einem sofort die Gestalthaftigkeit von Rosen auf, in Büschen, Kränze geordnet, und auch allein stehend. Dabei ist die Stacheligkeit Nebensache. Das Gewirr von Rosen mit den tropfenschweren Spinnennetzen und Staub, aus dem dann die blutrote, individuell geformte, elastische Blüte hervortritt - das läßt an Seelen denken. Damit will ich sagen, daß jede Blumensorte den Leumund hat, den sie verdient. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es je eine Blume geben wird, die den Menschen so sehr an ihn selbst erinnert in Bezug auf seine Schönheit und seine Fähigkeit, Schmerz zuzufügen. Unsere Sehnsucht nach Freiheit wie auch nach Geborgenheit ist ja im Wesentlichen in beiden Fällen nicht gegensätzlich, sondern die gleiche, nämlich die Sehnsucht danach, nicht unachtsam berührt zu werden.

Wichtiger aber noch ist das Blühen. Ich weiß nicht, ist das allgemeinverbindlich oder hat das mit den adretten Servieruniformen oder den Stuckengeln auf der Pavillonfassade oder mit diesen gottverdammten ausufernden Rosenbeeten zu tun, wenn ich jetzt behaupte, daß im Leben nur jene Tage, Wochen oder Monate gezählt haben, in denen man geblüht hat. Es geht hier nicht um das pseudophilosophische Geschwätz, daß man einmal, Gott sei's geklagt, Knospe, dann wieder Ballkönig, zuletzt Onkel war, bevor man als abgeblühtes Knorpelgewächs in einem Club Med die letzten Blätter abwirft. Es geht

um die Empfindung des Blühens, ob man das nun ein "cooles Gefühl" oder "stilles Glück" oder "Serendipity" nennt. Und dieses Blühen hat etwas mit anderen Menschen zu tun, geliebten, begehrten Menschen, also Frauen.

Ich war elf Jahre alt, als ich feststellte, daß man vom Anblick eines anderen besoffen werden kann. Eine Klassenkameradin kam in die Pubertät und kriegte Brüste, das war ein denkwürdiger Vorfall. Die plastische Durchsichtigkeit ihrer Haut, der blondumwimperte, dunkelblaue Blick und ihre angenehme, etwas rauhe Stimme mochte da mitgewirkt haben. Von sexueller Erregung kann ja in diesem Frühstadium keine Rede sein. Es war die ästhetische Wahrnehmung und das anhaltende Bewußtsein eines denkwürdigen Vorgangs, der zwar im Fall dieser Person im Endeffekt eine zu kurz geratene, kurzsichtige Person mit einer anal-retentiven Persönlichkeitsstörung erzeugte -wahrscheinlich ist sie deshalb auch Volksschullehrerin geworden - im Anfangsstadium aber trieb mir dieses Blühen die Tränen in die Augen. Persönliche Gespräche haben sich damals - man bedenke nur, wir waren beide elf Jahre alt, das konnte keinen Tiefgang haben - nicht ergeben. Ich kann mich aber noch gut erinnern, daß ich einen Vormittag lang während eines Klassenausflugs in einem Dampfkraftwerk wie von Sinnen dieser Mitschülerin nachstieg über Treppen, Leitern und Simse, in einer gedrängten, süßen Empfindung. Das hätte in Selbstmord enden können, so schön war es. Ich führte zu der Zeit Tagebuch, und zwar täglich vom achten bis zum achtzehnten Lebensjahr, wonach ich die ganzen Bücher in den Müll warf. Jene Tage aber, in denen ich über den unsäglichen Vorgang einer derartigen Schönheit beinahe den Verstand verlor, vermerkte ich akribisch rechts unter dem Wettersymbol dieses Tages den Anfangsbuchstaben des Vornamens dieses Mädchens, das übrigens Barbara geheißen hat, eine von drei Barbaras in der Klasse, zwei waren klug, und eine dumm. Das war zu einem Zeitpunkt, als im Kino "Barbarella" und am Fernsehschirm "Barbapapa" lief, wahrscheinlich Zufall wie das Faktum, daß meine Mutter zu gerade der Zeit so gern Rhabarberkuchen machte, und später nie mehr. Man kennt das ja, wenn sich die Zufälle miteinander verbünden, dann gnadenlos. Nun aber weiter: Meine Infatuation, dieser unsagbar sanfte Traum zarter, hingebungsvoller Liebe, dauerte, wenn ich mich recht entsinne, 32 Tage, wonach ich aus einem Grund heraus, der mir heute rätselhaft erscheint, von ihm abließ. Es hatte etwas damit zu tun, daß ich Barbara für eine blöde Kuh hielt aufgrund irgendwelchen Verhaltens. Einen stärkeren Eindruck machte auf mich mit einer Tagesanzahl von 46, soweit meine Tagebuchaufzeichnungen als Maßstab genommen werden können, nur Ingrid Bergmann in ihrer Rolle als Jean d'Arc an einem denkwürdigen Sonntagnachmittag im Ersten. Wahrscheinlich ist keine andere Frau in ihrem Leben derart rückhaltlos geliebt worden von einem Elfjährigen, aber ich übertreibe wahrscheinlich.

Mit 14 Jahren schmuste ich mit der Klassenersten im Dunkeln des Wohnzimmers einer Klassenkameraden, die intellektuell eher im Mittelfeld war. Die hat es im Leben nicht weit gebracht, die Klassenerste aber auch nicht. Das letzte Mal gesehen habe ich sie in Wien im Park von Schönbrunn. Ich war mit einer Amerikanerin da und habe Englisch gesprochen, als mir die Klassenerste ohne Begleitung entgegenkam und und geradewegs durch mich durchgestarrt hat, sodaß ich ihren Blick am Hinterkopf austreten spürte. Freilich habe ich sie dann auch nur angestarrt, blieb aber schon mit dem Blick auf ihrer Pupille hängen.

Sie war schon als Mädchen eine Frau, die den Durchblick hatte. Sie schrieb alles Einser und saß in der ersten Reihe, das heißt, sie hatte eine Zahlenobsession. Sie war Einzelkind und sie hatte immer nur einen Freund, nämlich den Ersten. Bei der Maturareise lagen wir am griechischen Sandstrand um Mitternacht und schauten die Sterne an, während sie mir von diesem Ersten erzählte. Auf dieser ersten Stufe, übrigens war der Polizist, ist sie meines Wissens hängen geblieben, allerdings auf sehr hohem Niveau.
Nun aber folgendes: Es war mein erster Kuß, denke ich. Und dabei stellte ich fest, daß ihr Mund voller Zähne war. Wenn man ihre porös wirkende Zunge hinzunahm, die sich vor Aufregung trocken wie Lehm dazwischen hervorschob, war da wenig Platz. Es war naß, aber zugleich alles von einer gewissen trägen, reibungsdichten Unverschieblichkeit. Erschreckender als ihre Zunge kann in dem Augenblick nur meine Zunge gewesen sein, die wahrscheinlich genauso eklig, und bewiesenermaßen auch weniger intelligent als die ihre war. Ich vermute aber: sie war weicher.

Daß ich persönliche Beziehungen am Arbeitsplatz in der Regel meide, war schon zur Schulzeit angelegtes Verhalten. Während der Semester hatte ich keine Freundin, in den Sommerferien aber meistens schon. Meine erste wirkliche Freundin, mit der ich auch geschlafen habe, hatte ich in den Ferien. Am Anfang trafen wir uns in der Natur an Stellen, die lange Fußmärsche von Zuhause entfernt lagen. Die Genugtuung, nebeneinander auf einer Bank zu sitzen, war sehr stark. Eher widerwillig, weil es dazu gehörte, fingen wir mit dem Schmusen und dem Ausgreifen an, und an einem heißen Sommerabend verkehrten wir miteinander auf dem Teppichboden meines Kinderzimmers. Das war aber nur Beiwerk. Kriterien wie Befriedigung oder Selbstvergessen standen da nicht im Vordergrund, sondern wurden als selbstverständlich genommen. Obwohl ich diese Frau seit einem halben Leben nicht wiedergesehen habe, würde ich ohne Zögern sagen, daß ich sie liebe, wenn auch mit dem Zusatz, daß es sich dabei um eine Sentimentalität handelt. Sie hat mich nicht geliebt, sie blühte, und Blüte ist automatisch eine Form der Zuwendung. Und auch ich liebte nicht, ich blühte. Wie sich rasch herausstellte, hatten wir keine gemeinsamen Gesprächsthemen. Und doch denke ich sehr gern an ihr Lachen.

Während meiner Studienzeit war ich einige Maiwochen lang in einem Zustand des Schwebens, um dann abzustürzen in die Hölle existentieller Verzweiflung. Eine niedliche Kommilitonin betrieb unsere Bekanntschaft bis zu einem Nachmittag, an dem sie Cunnilingus von mir wollte, eine Tatsache aus einem stockfleckigen Schulbuch (das es wahrscheinlich in deutscher Sprache nie gegeben hat). Ich war ein aufgeklärter Mensch und sah es als selbstverständlich an, daß auch Cunnilingus in die Welt gehört wie das Salzschlecken von Vieh auf der Almweide oder das rasche Ablecken von Speiseeis, bevor es zu tropfen anfängt. In der Praxis aber graute mir davor. Die Folge war, daß meine Kommilitonin im schweigenden Protest vom Erdboden verschwand. Sie wurde in ihrer Wohngemeinschaft nicht mehr gesehen und ihre Mutter behauptete, keine Nachricht von ihr zu haben (eine Tatsache, die sie aber nicht aus der Ruhe zu bringen schien). Als ich Monate später meine Geliebte zufällig auf der Straße traf, erzählte sie mir, sie sei „damals" wieder zu ihrem Freund gezogen, und ich erzählte ihr davon, wie ich „damals" mit 3000 Schilling in der Tasche nach England gegangen war, dort zwei Wochen lang bei einer schizophrenen deutschen Exilantin, die mich beim Gitarrespielen auf der Waterloo Bridge aufgelesen hatte, auf der Couch geschlafen hatte, sodann in ein Hotel gezogen

war, wo morgens gegen zwei Uhr die Besoffenen im Schlafsaal eintrafen (übrigens gab es dort einen Ghanaesen, dessen Bett mit Bücherwänden verbarrikadiert ein eigenes Privatzimmer bildete, in dem er den ganzen Tag lang Mathematik studierte), dann kampierte ich eine Nacht im Park von Hampstead Heath (wo zu Morgengrauen die Wiesen- und Waldlandschaft von dichtem Nebel verhangen ein eigenes Nirgendwo bildete), lebte dann zwei Wochen in einem Klaviergeschäft, dessen Instrumente ich abends abstaubte, sodann eine Stunde Klavier spielte unter den Augen neugieriger Passanten, bevor ich mich auf dem Boden in den Schlafsack hüllte und vor dem Einschlafen die blankgeputzten Füße der Pedalsockel anschaute, um schließlich in einem Hotel, in dem ich Frühstück und Abendessen servierte, wohnen zu dürfen.
Während dieser ganzen Zeit hatte meine Kommilitonin einen einfachen Sommer mit ihrem Freund in der Stadt verlebt und war manchmal mit dem Rad zum Baggersee gefahren. Sie war braungebrannt und wirkte ausgeruht, wenn auch leicht deprimiert. Ich hatte sie gesucht, hatte diese Stadt Zentimeter für Zentimeter nach ihr abgegangen in Planquadraten des Gefühls und schließlich frustriert und verängstigt das Land verlassen. Verschwunden war diese Studentin aber angeblich nicht wegen meiner Weigerung, Cunnilingus zu praktizieren (wobei ihr niedlicher Körper, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nichts von stockfleckigen Büchern hatte), sondern aufgrund meiner Weigerung, den Kommunismus als Lebensphilosophie unwidersprochen hinzunehmen. Ich weiß nicht mehr, ob der Marxismus-Leninismus aus der Perspektive eines Staates, der die freie Marktwirtschaft praktizierte oder die Mao-Bibel, die damals ja auch in der kleinsten Buchhandlung in der tiefsten Provinz eine Selbstverständlichkeit auf den Regalen war, in unseren intensiven Diskussionen im Vordergrund standen. Ich weiß, daß ich noch nicht clever genug war, mit Stalin und Gulags aufzutrumpfen. Ich weigerte mich damals standhaft, Kommunist zu werden, und damit in eine Welt einzutreten, in der der Cunnilingus an der Tagesordnung stand. Da fehlte dann der Ansicht meiner Kommilitonin nach jede Basis für ein Zusammenleben, und deshalb verschwand sie dann auch von der Bildfläche.

Wenn ich aber an das Schweben in diesen Monaten zurückdenke, dann fallen mir die riesigen Wildkastanien des Stadtparks ein mit ihrer weißen, überdimensionalen Blüte, um die sich die Straßenbahn des Glacis (so hieß in dieser Stadt die Ringstraße um den Schloßberg) wie ein metallscheppernder Lautgürtel um eine stille Dichte zog. Es muß so ein Park jedes Gefühl zur Maßlosigkeit aufblähen. Wenn ich woanders studiert hätte, in Bochum etwa (wobei ich Bochum nicht kenne) hätte der Cunnilingus als Praktik im engen Zusammenhang mit der analen Penetration als quid pro quo des Geschlechterverhältnisses in einer vom täglichen Schweiß der Maloche geprägten Gesellschaft gestanden und wäre eine Selbstverständlichkeit gewesen. Cunnilingus im Ruhrpott ist ja keine Gefälligkeit mehr. In Graz aber, einer alten, vergessenen Offiziersstadt aus der kaiserlich-königlichen Monarchie, mit seinen verwunschenen Toreingängen, wo meine Kommilitonin am Anfang unserer Beziehung verliebt lächelnd mit einem Wiesenblümchen saß, muß ein Wort wie anale Penetration einen abgrundtiefen Schock hervorrufen, sofern er nicht marxistisch-leninistischen Überlegungen entschlüpft.

Zu einer anderen Zeit lebte ich in Los Angeles als emotionsloser, kaugummikauernder Mensch. Ich traf mich dort manchmal abends mit einer Frau mit einem zu weiten

Ausschnitt. Es war fast lächerlich. Sie tauchte abends in jenem Cafe am Santa Monica Boulevard in Los Angeles auf, wo ich mich jeden Dienstag mit Freunden zum Open Mike traf. Sie trug dieses Kleid, honigfarben, etwas sackartig, wobei man ihre Brustwarzen sehen konnte, wenn es verrutschte. Das war ohne jede Absicht, sie trug es nur, weil es ihr schönstes Kleid war, nur etwas verbeulter geworden, mit ausgelaufener Farbe. Mit der habe ich ein Kind gezeugt, deshalb rede ich von der. Sie war auch nichts Besonderes, körperlich etwas klein geraten und von dieser lateinamerikanischen Wesensart. In der Nacht, in der dieses Kind gezeugt wurde (Vorsicht, polemische Zuspitzung) mußte sie mich dazu auffordern, ihre Brüste in die Hand zu nehmen, und ich schwieg auch („Sag was" - „Was soll ich sagen?" - Germanisches Süßholzgeraspel).
Einmal hatte sie mich wegen meiner nordischen Wesensart ausgesperrt, zwei Tage lang, bis ich mir mittels eines das Vorhängekettchen sprengenden Trittes Eingang in die Wohnung, deren Miete ich ja schließlich bezahlte, verschaffte. Es war eine jener kalifornischen Mietshäuser der Art Deco Epoche, ein Hauch von „Sunset Boulevard", ein Hauch von „Chinatown", aber etwas schäbig geworden. Ich hatte damals gerade einen Zweitagesbart und trug Jeans und Leibchen. Außerdem war ich etwas fett geworden. Die hochschwangere Frau trat mir in einem violetten Art Kleid (bei dem man keine Brustwarzen beim Vorbeugen sah, im Gegenteil, es war hochgeschlossen) gegenüber mit einem billigen Küchenmesser, vorne gegabelt, mit ganz grober Schneide, so einem Brotmesser vielleicht, ziemlich stumpf, mit biegsamer Klinge und weißem Plastikgriff. Sie stach zu, ich war aber stärker und nahm ihr das Messer weg, das nur in der Luft herumhackte.

Warum wurde gerade die schwanger? Wäre diese Kettenraucherin damals, die wenigstens Doktor der Physik war (allerdings aus Kentucky) nicht ein ganz anderes Blatt im Familienstammbuch gewesen? Die hat mir einmal erzählt, daß sie durch die Innenstadt von Minneapolis, eine ziemlich windige Wolkenkratzersiedlung, ging, mit einem Drachen an der Schnur befestigt. Der Drachen schwebte hoch oben zwischen den Gebäudezinnen, und sie ging herunten auf der Straße, und so kam sie einige Kilometer weit. Oder die Englisch studierte, diese Dichterin mit einem Gedicht, das begann: „Das einzige Mal, daß ich deine Zunge in meinem Mund will, ist eine Stunde nach dem Essen, ja, gerade dann, wenn die Bakterien zu wachsen anfangen und auf Angriffsposition gehen", diese Große, Hagere mit dem Bubikopf, Kathi Georges, wegen der ich mich eine Nacht lang sehnsüchtig im Dunkeln auf dem Teppich gewälzt habe und blind auf einen Block gedichtet - ich glaube, ich hätte mich mit der langfristig besser verstanden.

Die Zeit meiner Autofahrten nach Polen begann nach dem Fall der Mauer, und nach der Öffnung des Ostens. Das Besondere daran war, daß die gesamte Strecke hundert Jahre zuvor im großdeutschen Gebiet gelegen hatte. Die einzige Grenze, die dabei zu überschreiten gewesen wäre, war die zwischen Österreich und Preußen, und selbst die gab es damals erst seit wenigen Jahren als Ergebnis der verlorenen Schlacht von Königgrätz. Heute aber konnte man diese sechshundert Kilometer von Villach nach Graz, über Wien nach Brünn und über Svitavy nach Breslau fahren in den Spurrinnen der Vergangenheit, und dabei alle seither entstandenen Welten aufheben. Je häufiger ich diese Strecke zurücklegte, desto klarer traten die Konturen der gemeinsamen Geschichte hervor. Es ist aber nicht wichtig, ob nun die Plattenbauen von Brünn der sozialistische Fortschritt mit seinen erdbraunen, bröckeligen Fassaden waren, oder ob die Pferdewagen

auf den Kopfsteinpflastern Polens noch weiter zurückwiesen in die Jahrzehnte preußischer Verwaltungstätigkeit. Es war nicht wichtig, ob nun die Schußlöcher im Putz der alten Bürgerhäuser fünfzig Jahre alt waren und die Stunde der Vertreibung der Deutschen dokumentierten. Für mich waren diese Fahrten Heilungen.
Manchmal mußte ich an der polnischen Grenze angeben, warum ich hier durchfuhr. Wenn ich „privat" sagte, reichte das. Über eine Hügelstraße ging es darauf in eine winkelige Waldlandschaft mit zahlreichen Umleitungen, die labyrinthinisch auf polternde Nebenwege und durch kleine Ortschaften führten, bis man dann in das Städtchen kam, in dem der private Beweggrund lebte.

Einmal, als Mirellas Mutter auf Reisen war, läutete ich am frühen Morgen an der Tür dieser winzigen Wohnung in dem bröckeligen, schmierigen Plattenbau, der, wie sie mir erzählt hatte, auf einem ehemaligen jüdischen Friedhof stand. Ihre Verlegenheit, unsere beider Scheu war eine kurze Anstandsfrist zwischen den schon lange miteinander verfeindeten Sprachen, bevor sich unsere Körper, glatt und nahtlos, auf dem baufälligen Sofa ausruhten, und dieses Ausruhen war ein Aneinanderschmiegen und Augen Zumachen. Dann haben wir für uns beide Englisch entdeckt, das mir damals schon nahe war, und das mich gerettet hat. Ich konnte mich in das Englische schmiegen, und auch Mirellas englische Sprachkenntnisse haben sich in den Jahren mit mir deutlich gebessert. Ich rede von dieser schönen Zeit nicht groß, da sie genau besehen auch keine Liebe war. Die Angst der Kinderzeit, das Zerrbild der Menschen auf der anderen Seite des eisernen Vorhangs, zerschmolz in der Enge des gegenseitigen Umarmens, Zusammengehens, Umklammerns. Ich glaube, das ist nach der Wende zehntausendfach passiert, und doch kommt mir meine Zeit mit Mirellas einzigartig vor. Kein Körper könnte schöner sein als ihr Körper es war. Immer wieder denke ich daran, gemeinsam mit dem Bild der Alleestraßen zwischen den Weizenfeldern, in die ich abgebogen war, um mich an sie zu drücken, und mit ihr gemeinsam auf Autositzen zu lehnen oder zu liegen auf der trockenen, stacheligen Erde.

Sie war eine jener jungen Frauen, die im Dreck der Diktatur aufgewachsen sind und dann voll naivem Enthusiasmus und Konsumgier bei uns auftauchen, aber sie war zugleich sehr ansehnlich und charmant, etwas mager, mit einer hohen, dünnen Stimme und einer vollen Brust. In dem schlesischen Städtchen, wo sie mit ihrer Mutter auf engstem Raum zusammenlebte, gab es in der engen Wohnung einen winzigen Tisch, an dem wir mit angelegten Armen zu Abend aßen. Während wir Jungen englisch sprachen, fiel ihre Mutter immer wieder mit italienischen Brocken dazwischen. Mirella trug an diesem Abend ihr bestes Kleid, und obwohl ihr die Mutter einmal auf den Hintern klatschte, um zu bemängeln, wie flach er war, war ich benommen von ihrem blassen Gesicht mit den kirgisischen Augen, und ihrem Hals, über den hektische Flecken liefen. Die nervöse Gereiztheit beider Frauen, die lachten und schimpften und sich dann wieder gegenseitig anschmollten, das Verziehen ihres Mundes und Mirellas Unfähigkeit, mich aus zuckenden weißblonden Wimpern anzusehen, erzeugten eine Anspannung, die ich nur mit äußerster Höflichkeit und Starre meisterte, denn ich war selbst auf das höchste erregt und fast verzweifelt.

Auf der Straße aber fühlte ich mich bei ihr geborgen und sie schien sorgenfrei und war von mädchenhafter Anschmiegsamkeit. Sie hängte sich in mich ein und ich mußte ein

Herr sein im Mantel, der seine Tochter auf einen Abendspaziergang ausführt (ihr wirklicher Vater war am Suff zugrundegegangen). Am ersten Abend verließ sie mich vor dem Hotel, am zweiten Abend aber lag sie nackt in diesem Zimmer in der Dunkelheit und sang. Sie hatte die unsichere Stimme einer Zwanzigjährigen, konnte damit aber lachen, daß es mich durch und durch angriff. Aus dieser Emotionalität heraus sang sie mir in dieser Nacht bis zum Hellwerden etwas vor. Sie sang das Wiegenlied von Brahms, ohne Worte. Ich kann mich an die kühle staubige Atmosphäre des Zimmers erinnern, mit dem altmodischen Telefon, dessen Schrillen mich in der vorhergehenden Nacht geweckt hatte. Kleinlaut klang Mirella zu Beginn am Draht, eigentlich wollte sie mir nur noch einmal eine gute Nacht wünschen und sich bedanken.

Später konnte sie sich nach einer langen Trennung überfallsartig auf mich hocken wie etwas langes Zerfließendes und Lust damit verursachen, daß sie sich spontan, unbeherrscht und zielgerichtet in eine Lust stürzte, bei der sie es auch einmal mit einem Nachbarn auf dem Teppich getrieben und sich dabei die Knie wundgerieben hatte, wie sie beiläufig anmerkte. Ich denke an das Hotelzimmer in Amalfi, wo wir der Brandung zugehört haben in einem von Sonnenschlitzen durchteilten Raum, in dem es nur Farben zwischen Weiß und Braun gab, wodurch das Rosa, das Weiß und das Gelb ihres Körpers die Vorstellung zuließ, sie sei gemalt. Wortlos und reglos schauten wir einander auf diesem Bett an, einen ganzen Tag lang. Hinter dem nahen erloschenen Vulkan lagen die Stadt, in der sie Hausmädchen war, und die Bahnstation, in der ich aus dem Zug gestiegen war. Im darauffolgenden Frühling sollte ich sie hier aus dieser Gegend abholen und sie würde mit mir leben. Die Fahrt die lange Autostrada nach Norden, vom verbrannten Boden Süditaliens bis zu den grünen Bergen Kärntens, wo zu der Zeit Osterfeuer blinkten, dauerte vierzehn Stunden.

*

Das Cafe im Rosengarten wird nach Sonnenuntergang geschlossen. Die Stadt ist dann schon ein Netz von Lichtern, durch dessen Maschen der Blick fällt. Es ist kühl auf dieser Anhöhe über der Stadt, das hat mit den feuchten Mauern zu tun. Wenn man aber draußen auf den leblosen, steinernen Platz kommt, ist da noch die ganze schwüle Hitze des Tages am Abstrahlen.

Der Gabelmann

Wenn man den Grünen Markt in die Richtung des Brückenrathauses verläßt, sieht man links einen Brunnen mit einer Steinfigur, die halbnackten Mann darstellt. In der Linken trägt er eine Art Heugabel. Merkwürdig dazu sind diese chinesischen Drachen, aus denen das Wasser fließt: Ihre Schwänze schlingen sich um den Mann. Er ist bärtig und hat langes, lockiges Haar. Er ist muskulös, also doch eine Art Arbeiter, und er steht so selbstbewußt da wie einer, der seine Arbeit am Liebsten selbst macht. Man nennt ihn den Gabelmann, weil er eine Gabel hat. Für eine Heugabel oder Mistgabel ist sie fast zu gerade, man kann damit eher etwas totstechen als aufgabeln. Außerdem ist die Gabel oben vergoldet.

Es muß für den durchschnittlichen Bamberger, der sich Gedanken über den Mann macht, schon merkwürdig sein, dieses Denkmal. Vielleicht stammt es aus der sozialistischen Epoche, die diesen Teil Deutschlands aber eigentlich verschont hat, wird mancher vermuten, und es stellt einen Arbeiter dar, einen Heugabelarbeiter oder Irgendwastotstecher. Relativ gelassen schreibt dazu Frau Karin Dengler-Schreiber in ihrer Bambergbroschüre: „ ... Neptunsbrunnen. Die Bamberger nennen ihn Gabelmann, weil er eine dreizackige Harpune in der Hand hält. Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn ließ 1698 von Bildhauer Kaspar Metzner zunächst ein originalgroßes Holzmodell des Brunnens erstellen, mit dem man auf dem Platz die für die Raumlinien optimale Stelle ermittelte. Wie sehr unsere Zeit das räumliche Sehen verlernt hat, zeigt die Tatsache, daß der Brunnen bei der Fußgängerzoneneinrichtung von seinem Sockel genommen, mit Steinen umhäuft und mit zwei Bäumen hinterlegt wurde.“
Erstaunlich, wegen der Dichte. Wann, was, warum, wo, wie. Daß Neptun ein griechischer Gott ist, der über das Meer gebietet, oder vielleicht sollte man sagen: Die nassen Elemente, das zu wissen, ist für Frau Karin Dengler-Schreiber selbstverständlich. Wann hat sie geschrieben, und was, nicht aber warum. Aber nun erst das räumliche Sehen! Ärgerlich, daß unsere heutige Zeit auf ophtalmologischem Gebiet zurückgefallen ist hinter Frau Karin Dengler-Schreiber. Vom Gabelmann kann man lernen, daß die Mehrzahl der Bamberger nicht weiß, daß die Brunnengestalt eine griechische Gottheit darstellen soll, denn sonst würde es ja einfach heißen: Neptunsbrunnen. Daß die Mehrzahl so ein Denkmal, das räumlich geordnet, in Harmonie mit dem Platz aufgestellt wurde von weit kultivierteren Menschen als uns, und das ist auch schon fast vierhundert Jahre her, nicht versteht und nicht verstehen kann, vielleicht sogar irgendwo ablehnt, das heißt, akzeptiert nur als etwas anderes, das ist nicht weiter erstaunlich. Fast jede größere Stadt hat so ein Denkmal mit seinen Verballhornungen. Das Wort Verballhornungen hat wahrscheinlich etwas mit Bällen und Verhornungen zu tun. Entweder es sind verhornende Bälle, die für den Fußball oder dergleichen dadurch untauglich werden, daß sie einfach zu hart sind und beim Anstoßen einen scharfen Schmerz in den Zehenspitzen hervorrufen, oder es sind Verhornungsprozesse, die aus einem geheimnisvollen Naturgesetz heraus, das aus allem, das länger währt, einen Ball macht, sich solange abkugeln, bis sie irgendwo herumkugeln. Das sind dann Verballhornungen.

Ich habe aber auch gelernt, daß es Bamberger gibt, die zu einer geheimen und elitären Gemeinschaft gehören, die man nennen könnte: Gesellschaft für dreidimensionales Sehen. Es hat diese Gesellschaft gegeben, wenn auch unter anderem Namen. Ein Mitglied dieser Gesellschaft habe ich gekannt, und im Tagebuch dieses alten Bambergers habe ich gelesen, als es aufgeweicht und feucht im Regen in einer Schuhschachtel auf der Straße stand zur Altpapierentsorgung bereitgestellt nach seinem Tod.

Sein Tagesablauf:

Samstag, 14. Februar

W: kühl, feucht, bedeckt, jetzt Hochnebel, durch Mondschein aufgehellt.

Be: Heraldik: Nach Wappenfibel mögliche Blasonierungen durchgegangen, einige Wappen notiert mit Begriffen und Definition gekämpft.
Singen: noch 2 Operettengesänge herausgefischt: „Du sollst der Kaiser meiner Seele sein", „Frühling in San Remo"
Einige Operettenmelodien angetönt.

BE: Heute gegen Mittag von „Hannover" erfahren, daß Hauswirtin seit Mittwoch im Krankenhaus. Will versuchen, morgen dort einen Besuch zu machen. Schnee bis auf kleinste Reste weggetaut.

Absicht war, mit dem Wagen in den Hain zu fahren. Der Motor konnte nicht angelassen werden. Einige Zeit herumprobiert, aufgegeben.

Sonntag, 15. Februar

W: kühl, feucht, ab Mittag etwas Regen, dann wieder Schneeregen und Schnee.
Be: Heraldik: In Wappenfibel gelesen und Fachbegriffe gesammelt.
Singen: „Du sollst der Kaiser meiner Seele sein". Text, Melodie, Notation.

BE: Versuch, Krankenbesuch zu machen, wegen Wetter und Zweifel aufgegeben. Die Psycho-Reserve mieser mit Hilfestellung für Hintergrundinformationen dabei.

Montag, 16. Februar

W: kalt, feucht, in der Nacht etwas Schnee gefallen, bedeckt.

Be: Heraldik: Schildteilungen und Heroldsfiguren mit „Leonhard" und „Neubecker", im „Volberth" gelesen.
Singen: Text: „Ich schenk mein Herz ..."

BE: Einkaufsrunde: Die als vermißt gemeldeten Handschuhe sollten ersetzt werden: Keine Möglichkeit - dafür heute die Vermißten im Korridorschränkchen entdeckt.

Aufenthalt von Hannover-Junior angekündigt. Wir stehen anscheinend kurz vor einer entscheidenden Phase des Spanischen Erbfolgekrieges neuerer Art.

Dienstag, 17. Februar

W: kühl, feucht, bedeckt

Be: Heraldik: 2 Seiten Heroldstücke und -bilder wiederholt, im „Volbarth" gelesen und einiges exzerpiert.
Singen: „Ich schenk mein Herz ..."
Operetten-Melodien zum Teil nochmals nach singbaren Melodien durchgegangen. Noch einen Gesang herausgefischt, aber erst im Band 1 fertig damit.

BE: Jung-Hannover eingetroffen. Es werden viele Geschichten erzählt im Zusammenhang mit „La Mamma Grande". Offensichtlich ein ganz großer Tag im „Nten spanischen Erbfolgekrieg".
Mehr eingekauft als geplant.
Mit ½ Stunde Verspätung im Hallenbad. Gestern und vorgestern hat es im Kanal starkes Hochwasser gegeben bis über dem Adenauer-Ufer, heute schon wieder gefallen, aber Uferpromenade nicht begehbar. Bei Versuch mußte ich wieder umkehren und über die Königsstraße zum Hallenbad gehen. Der schnelle Frosteinbruch hat wieder, wie vor fünf Jahren, etwas von dem vielen Regen am Montag noch gespeichert. Auf der Promenade jedenfalls jetzt eine dicke Schlammschicht, hinproduziert für die Verschmutzertruppe fürs Hallenbad und dann nach Abtrocknung für eine entsprechende Staubwolkenentwicklung.
Jetzt wieder strenger Frost.

Dieser Mann war unser Nachbar. In den frühen Morgenstunden hörten wir über unserem Bett die Dielen knarren, und eine Nacht dann nicht mehr. Damals lag er, wie er nachher unserer Hausherrin erzählt hat, die ganze Nacht hilflos in seiner kleinen, schäbigen Wohnung und schrie in immer größeren Abständen und immer schwächer um Hilfe. Am Morgen dann schleppten ihn die Sanitäter die Wendeltreppe herab und er grüßte unsere Hausherrin mit milde erhobenem zweiten und dritten Finger der linken Hand wie ein hoher Würdenträger der römisch-katholischen Kirche, während er melancholisch anmerkte: „Wir sehen uns wohl zum letzten Mal."
Wir waren gerade erst eingezogen, und schon hatte er sich von uns verabschiedet, unwiderruflich, chemisch-elementar. Eine Weile waren wir auf die Rufe unseres Nachbarn hochgestiegen, zum Teil unwillig. Wir halfen ihm ein paar Mal aus der Klemme, und das mit einem übertriebenen Lächeln, dem man schon anmerkte, daß es zu Ende gehen wollte. Denn wir spürten den Abschied innerlich in einer besonderen Form: Dem Bewußtsein, daß er nicht mehr lange leben würde. Er war krebskrank im fortgeschrittenen Stadium, er aß und trank nichts mehr und er schlich frühmorgens schmerzzerquält über die knirschenden, quietschenden Bohlen. Heidrun kochte ihm ein Süppchen und stellte dazu ein Adventgesteck mit brennender Kerze, das war die Rose in den Mündungsöffnungen der schweren Artillerie seines Schicksals.

Den Worten unserer Hauswirtin zufolge handelte es sich um einen naturwissenschaftlich geprägten Menschen, der die Einsamkeit gesucht und sie für private Studien genutzt hat. Er scheint in seiner Jugend wenige Jahre gearbeitet zu haben und damals auch verheiratet gewesen zu sein. Sehr früh aber war er aufgrund seiner psychischen Erkrankung

pensioniert. Zwei Beispiele, die wir bestaunt haben, kennen wir von dieser Krankheit: Einmal fuhr er mit dem Wagen nach Holland auf Urlaub bis nach Rotterdam, wo es einen Kreisverkehr gab, aus dem er nicht mehr herauskam. Er fuhr also am Morgen nach Rotterdam, steckte dort unter Höllenqualen einige Stunden im Kreisverkehr, und fuhr dann, als er plötzlich aus diesem Kreisverkehr herausgefunden hatte, ohne auch nur einmal anzuhalten, noch in der selben Nacht schweißgebadet nach Deutschland zurück, um sich völlig erschöpft in der Dachkammer auf das Bett zu legen.
Ein anderes Mal trieb er sich auf der Straße in einem Clownskostüm herum und warb für einen Zirkus, den es nicht gab mit der Begründung, überall sei Zirkus. Ich gebe diese Beispiel, um klarzustellen, daß ich unseren Nachbarn für einen interessanten und intelligenten Menschen gehalten habe. Am Parkplatz lagen eine Weile lang Steine verstreut, verschiedene Mineralien, die er in mühsamer Kleinarbeit in der Umgebung gesammelt und geordnet hat, um sie eines Tages wieder irgendwo zu einem Geröllhaufen zusammenkollern zu lassen und somit der Natur zurückzugeben. Er hat Landschaftsbilder auf Dias gebannt und diese Dias geordnet, um sie eines Tages wieder einzeln in Cellophan verpackt in den Müll zu werfen, vielleicht auch einer Nachwelt wegen. Er studierte den Nachthimmel mit einem Fernrohr, wofür die exponierte Lage unseres Hauses auf einem Hügel über der Stadt besonders geeignet scheint; eines morgens aber fischte unsere Hausherrin das sündteure Fernrohr aus der Abfalltonne. Unser Nachbar behielt, ich habe es selbst gesehen, in seiner Dachkammer nur zweierlei: Wenige, erlesene Bücher, manche für den Schulgebrauch bestimmt, jedes aber barg die Grundzüge einer Naturwissenschaft, und dann Sportmaschinen und Kartons mit Eiweißnahrung für den Muskelaufbau.
Einmal, als ich ihm aus dem Krankenhaus Schmerztabletten mitbrachte, schlug ich ihm vor, weil er mich dafür bezahlen wollte, einmal ein Gespräch zu führen, ein längeres, interessantes. Dabei wäre seine Lebenserfahrung die Valuta gewesen. Naturgemäß ist es dazu nicht gekommen, obwohl die Spuren, die unser Nachbar hinterlassen hat, einem stummen Monolog gleichkommen. Heidrun gefällt der Streifen Klopapier, den er oben am Geländer befestigt hat, wahrscheinlich um jeden Luftzug im Stiegenhaus beobachten zu können und um uns auch dann, wenn wir uns heimlich zu unserer Wohnung hochschlichen, ertappen zu können.

Diese Spionageeinrichtung hat mir die Idee eingegeben, daß er den Tod gespürt haben muß. Sein Sterben ist aus den Spuren nachvollziehbar. Ein Gefühl der Zwecklosigkeit muß ihn dazu veranlasst haben, Heidruns Adventgesteck offenbar recht bald nach dem Erhalt die Toilette hinab zu spülen. Er hat sich höflich und scheinbar gerührt dafür bedankt, in Gedanken aber bereits das unwillkommene, wohl zu sentimentale Geschenk entsorgt. Er hatte dafür keine Verwendung mehr. Stattdessen aber verbrachte er seine Stunden damit, jeden kleineren Gegenstand in seiner Wohnung in Cellophan zu wickeln. Es ist eine Form des Bewahrens, des dem Staub Entziehens und zugleich des Erstickens, des Einfrierens ohne Kälte, es ist das Umwickeln einer Leiche, die mumifizieren soll. Dieses Verhalten ist eine abschließende Geste. Er hat sozusagen seine Habseligkeiten begraben, bevor es mit ihm selbst zu Ende ging.

Ähnlich war es mit dem Aufsperren und Absperren der Türen, die ihm blieben mit Schlüsseln, die er in Cellophantüten schob, die mit Klopapier vollgestopft waren. Er ahnte den nahenden Tod als eine Gewalt, die ihn einzuholen drohte, etwas, vor dem man

ein Leben lang wegläuft.
Für das Eintreffen dieser Gewalt war alles vorbereitet. Die abgewohnte Kammer, in der er hauste, war gleichwohl ordentlich und sauber, wie für eine Inspektion vorbereitet. Nur er selbst wirkte verwahrlost in seiner alten, durchschwitzten, abgeschabten, zerrissenen, fleckigen Kleidung, die er einmal, weil wir Lebende bei ihm auftauchten, für eine Sonntagsstaat austauschte.

Ich denke mir, daß der Tod ihn holen wollte in Gestalt eines Briefträgers oder als Schnitter. Die Panik in der Stimme unseres Nachbarn, die im Treppenhaus hallte, wenn wir nach Hause kamen, war schwer erträglich. Man klingelte an seiner Tür, um ihm das gewünschte Brot zu bringen, und obwohl er zuhause war, horchte und lauerte, blieb es doch hinter der Glasscheibe dunkel, bis man gegangen war. Dann wieder pochte es von innen, weil er abgesperrte und den Schlüssel verloren hatte, und man mußte ihn befreien.

Merkwürdig war diese letzte Nacht, als wir unseren Nachbarn nicht hörten. Wir hatten beschlossen, ihm den Stockwerkschlüssel wegzunehmen, um jederzeit zu ihm hochgehen zu können, wenn er unsere Hilfe brauchte. Tatsächlich aber haben wir damit bewirkte, daß dem Sensenmann Tür und Tor geöffnet war. Ich glaube, daß ihn der Tod in dieser letzten Nacht besucht hat, als er hilflos in der eisigen Kälte auf dem Boden lag, weil die Eingangstür unverschlossen geblieben war und im Wind klapperte, und er hat ihm dabei das Rückgrat zerbrochen.

Später habe ich mehrmals in den nach Staub und Moder riechenden Tagebüchern geblättert. Die Handschrift wurde in den letzten Jahren fast unleserlich, und die Gedanken immer obskurer. Manchmal habe ich halblaut über den lapidaren Stil gelacht. Es war ein Bamberger der alten Schule, denke ich, der irgendwann einmal entwurzelt wurde und dann nur mehr in der Verwinkeltheit, der Verstiegenheit, der Vertrepphausung dieser Stadt gelebt hat, als wäre sie sein Kopf.

Freitag, 28. November

W: kalt, sehr feucht, nebelig den ganzen Tag.

Be: Geschichte: eingesammelte Bischöfe in erweiterte Liste übertragen, noch drei Wappen und einen Bischof eingesammelt.
Singen: Text: „In einem Bächlein helle ...“ begonnen zu lernen.

BE: Der heutige Tag markiert anscheinend einen großen Übergang. An Verschiedenem zu erkennen: 1. Die höheren Preise 2. Aktion im Hallenbad gegen meine Nase mit witzelnder Vorausankündigung. 3. Liedgesang nach Information bei Kliemann anscheinend begonnen.

Vorgestern am Hallenbad anscheinend die letzten Rosen aber tatsächlich noch frisch blühen gesehen. Jetzt klare Nacht und schon ziemlich kalt. Vorletzte Nacht in windgeschützten Lagen Bodenfrost.

Freitag, 29. November

W: kalt, vormittags starker Rauhreif und Fensterblumen. Rauhreif trotz Sonne erst gegen Mittag abgetaut. Jetzt klarer Himmel hinter Hochnebel

Die Altenburg

Der Blick auf die Burg, der steht für die Stadt. Aus allen Autobahnrichtungen kann man da kommen. Sobald man den Zylinder auf dem langgestreckten Hügel sieht, weiß man, da ist Bamberg, auch wenn es dann noch eine Weile dauert, bis man sieht, daß es sich dabei nicht nur um einen Turm auf einer bewaldeten Höhe handelt, sondern um ein vitales Gebäude. Am späten Abend tritt die Lichtskulptur der angestrahlten Burg plastisch über die Baumkronen heraus, und man sieht dann aus einer unnatürlichen Nähe die Türmchen und Friese und Dachschrägen. Von unserem Balkon aus fällt der Blick auf eine bewaldete Senke, und steigt dann in unendlichen vielen Schattierungen von Grün bis zur Hügelkuppe an zum Gemäuer. Besonders schön sind am Abend die lichtdurchwirkten Blätter auf dem Weg dorthin, und die blökende Schafherde, die ab und an unsichtbar auf engem Steig in den Gewirr des Waldes als Klangwolke durchzieht. Wie empört sie sich anhören wegen des Marsches von einer Weide zur anderen!
Es hat sich hier auf der Anhöhe etwas erhalten. Man lebt hier in einem Rückzugsgebiet. Die Baummarder haben uns die Kabel unten an den Fahrzeugen durchgebissen, und einmal sah ich einen Fuchs vor einen Wagen laufen und spürte, daß er vom Aufprall getötet wurde, weggeschleudert von einer stärkeren Kraft. Es ist dieses Gefühl, über die Stadt erhoben zu sein auf einer Ebene, auf der man schwarze Regenwolken um den Kamm streichen sieht als etwas Gleichberechtigtes, auf gleichem Niveau Liegendes. Dazu kann man aus der Tiefe den schleppenden Klang der Domglocken hören. Man lebt hier in einem Reservat, in dem die Natur neben der Vergangenheit Platz findet. Auf dem Rundsteig, der auf halber Höhe im Kreis um die Altenburg führt, geht man lange durch eine Parklandschaft, halb verwildert, sehr diskret gestaltet, und auf der Abseite findet man dann überraschend die Abendsonne, die rot durch das Laubwerk funkelt, und schaut dort über Wiesen und Wälder in die Weite.
Wenn man sich vor Überschwemmungen fürchtet, dann kann man sich hier sicherer fühlen als unten an den Flüssen, in der Stadt, wo schon wenige Zentimeter Hochwasser die ersten Gärten gefährdet. Und doch ist das Haus im Winter, wenn von ferne her die Winde über die Anhöhe fegen, zerbrechlich. Am Morgen findet man Bröckel von Ziegel auf dem Balkon, und einmal wurde von der Kraft eines Sturmes sogar der Gartenzaun eingedrückt. Die Tiere aber, der hoppelnde Hase im Gras vor der Haustür, oder das Reh, das reglos im angrenzenden Ackerweg hinter den langen Halmen steht, gehören in diese Feld- und Parklandschaft genauso, als lebten sie in einem tiefen, undurchdringlichen Wald.
Wenn ich von Rückzug rede, dann denke ich an den eigenen Körper, das Altern daran, die grauen Haare, das Dünnwerden der Beine, und der Blähbauch. Man kann daran arbeiten, man kann es zurückdrängen, aber das Altern ist stärker, und es überrascht einen manchmal im Spiegel, je weniger man hineinblickt, umso mehr. Ich denke aber auch an das automatische, ungewollt, unbewußte Zuwachsen an Erfahrung, an Geschmack, an Unterscheidungskraft. Erfahrung heißt, etwas aufspüren zu können, was einem fehlt. Wenn ich über den grünen Hang gegenüber nachdenke, dann nur, weil ich alt genug geworden bin, den Schutz, den er bietet, wahrzunehmen. Das hat etwas mit Natur zu tun und Tradition, und Abgelegenheit und Ruhe, nahe am Puls einer Stadt. Aber es geht tief

in die Erinnerung der eigenen Bedürfnisse, und das kann so banal sein wie jenes nach Feuchtigkeit.

Mit der Feuchtigkeit ist das so eine Sache. Man nimmt sie für selbstverständlich, aber wenn sie fehlt, ist das sehr unangenehm, und es gibt auch ein Zuviel davon. Seitdem ich denken kann, habe ich die Feuchtigkeit gemocht. Ich hatte nie etwas gegen den Regen. Als Jugendlicher habe ich mich einmal gewundert, weil jemand gesagt hat: „Es regnet, das macht mich immer so traurig." Ich habe damals den Regen gemocht, vor allem, weil der Regen einen beschäftigt. Man flieht vor ihm, man meidet ihn, man beobachtet ihn. Und dann kam ich nach dem Studium zufällig in ein Gebiet, in dem es fast nie regnete. „It never rains in Southern California" hieß das Lied aus den Sechziger Jahren, und das war wirklich wahr. Wer dort nicht gelebt hat, kennt nicht die ausgedörrten Landschaften, vor allem wenn man vom Stadtkern von Los Angeles in die Richtung der San Bernardino Berge fährt, diese braunen Vororte, die in der Trockenheit erstarren, diese eisenharten Pflanzen im Wüstenboden, und die flirrende Luft, die von den steinernen Hügeln aufsteigt und die man herüberschwappen spürt, sobald der kleinste Luftzug weht.

Mittlerweile ist das fünfzehn Jahre her, daß ich darauf reagiert habe. Ich lebte damals schon einige Jahre in Los Angeles, und ich war allein, wie seitdem nicht mehr. Ich hatte Freunde, und es gab ein oder zwei Frauen, die ich kannte, und die nur einen Telefonanruf entfernt waren. Ich war damals nicht ich, weil ich die amerikanische Sprache lebte und anders dachte und reagierte. Ich vermied alles Deutsche und ich erinnere mich, was es war, einmal Deutsch sprechen zu müssen, wie sehr mir das Umständliche daran auffiel, das Holprige, das Verzwickte, Gegenläufige, und zugleich so Farbige, wenn es einer sprach, dem es noch natürlich war. Die Einsamkeit, die ich damals fühlte, hatte aber nichts mit der Sprache zu tun und sie war auch keine Einsamkeit, wie man sie kennt, wenn ein Mensch fehlt. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was es war, aber dann wurde es mir bis in das tiefste Innere gegenwärtig: Es war eine Einsamkeit, die gleichzusetzen war mit dem Bewußtsein der Abwesenheit des Regens. Tatsächlich hat es in den fünf Jahren, die ich in Los Angeles verbrachte, nur viermal geregnet, und deshalb kann man sagen: Es war eine einsame Zeit.

Ich arbeitete damals tagsüber in einem Wolkenkratzer an einem Computer. Im Westen der Vereinigten Staaten gibt es noch diese Großraumbüros in den oberen Stockwerken, wo jeder, auch der gewöhnlichste Mitarbeiter, die Erhabenheit einer Stadt von ganz weit oben genießen kann. Von hier aus, einem gläsernen Büroturm, eine Fahrstunde von der Küste des pazifischen Ozeans, konnte man die lange Linie des Wilshire Boulevard von Downtown bis zum Strand ziehen sehen. Ich arbeitete schon eineinhalb Jahr in diesem Gebäude in einer zunehmenden Dürre, von der sich die ganze Landschaft, selbst in der Oase, die die Stadt bis dahin gewesen war, braun verfärbte, bis der erste Regen kam. Die Erdbeben, die an heißen Sommertagen Häuser zum Einsturz brachte und die auf Rollen ächzenden Wolkenkratzer schüttelte, schienen da verursacht durch ein tiefes erdinneres Glühen, das nun, es war ein Wintertag, vom Regen aufzischen würde wie eine heiße Herdplatte.
Ich beobachtete sein Herannahen, indem ich immer wieder vom Schreibtisch aufstand und an das Fenster trat. Ein grauweißer Schleier näherte sich dem Bankgebäude von Osten her unter rauchigen, auf Sichthöhe treibenden Wolken. Die heranziehende

Feuchtigkeit verwässerte, vernebelte die Stadtkonturen, während ich vom Büro aus wie in einem beleuchteten Kirchturm die fernen, glasigen trüb schimmernden Kirchtürme der benachbarten Stahl- und Glaskonstruktionen sah. Durch die Zinnen des Hochbaus spritzten einige Tropfen auf mein Fenster hin und ich sah unter den Dachsparren die Stadtfalken hocken und durch die Scheiben starren. Das Haar der Kollegen im Aufzug ging unter der Feuchtigkeit auf. Am Kopfende der Rolltreppen stauten sich die Angestellten vom Friseurgeschäft und dem Reisebüro über den Bankschalter zwischen den Liften durch zum Restaurant, wo zur Weihnachtsfeier das Essen kostenlos war. Am Wachtisch im Parterre saß der Pförtner vor dem Schnurren eines Heizventilators, der mit grellroten Spiralen im Halbdunkel auf dem Steinboden stand, sosehr wurde die Frische des ungewohnten Regens als Kälte empfunden. Vor dem Portal, straßauf, straßab, lag eine schimmernde, spiegelnde, zwielichtige Welt.

Das nächste Mal regnete es im folgenden Sommer. Die Gegend ist berüchtigt wegen der sogenannten Flash-Floods, die in Sekundenbruchteilen die Villen der Reichen von den Hängen spülen. So eine Flash-Flood im Flachen erlebte ich einmal während des Spazierens. Ich was damals mit einer Frau zusammen, hatte mir aber sonntags angewöhnt, allein über die große Fläche der Stadt zu gehen bis zu einem der Trabantenstädte mit ihren Kinos. Unvermutet entleerte sich plötzlich aus der weißen Glocke des Smogs ein Sturzbach von Regen über die Straße, und ich stand innerhalb weniger Augenblicke fünf Zentimeter tief in Wasser, das allerorts aus den überforderten Abflüssen gegenläufig, aus der Erde sprudelte. Der Verkehr kam auf wenige Minuten zum Erliegen, eine Stunde später aber war alles nur mehr Vorstellung, und als ich in unter die lichterhelle Kuppel das Einkaufszentrums schritt, waren meine Kleider schon wieder trocken.

Der nächste Regen kam mit Zwielicht angekündigt, und von feuchten Winden durchblasen. Es war ein Meergefühl, etwas über die Dächer Gestäubtes.
Ich hatte mich auf dem Heimweg vom Büro halbbewußt unten auf der Straße in Gang gesetzt unter einer stillen Aufregung, und weil ich nicht naß werden wollte. Gesichtslos lief ich den Boulevard hinab. Es war Freitagabend, aber hier heraußen merkte man nichts vom üblichen Treiben, die Straße war leergefegt. Es schien keine Menschen mehr zu geben, nur die vorbeirollenden Wägen hatten ihre Scheinwerfer aufgedreht. Der Himmel lag dicht bewölkt über mir, die Wurzelzerfaserung der schwarzen Wolken ließen an Windhosen denken. Der Blick wurde frisch mit dieser Ahnung von Seeluft, die in feinen Wasserpunkten über die Dächer ausgeschüttet wurde. Am Vorplatz meines Apartmenthauses hob der den Regen ankündigende Wind die Blätter auf, ließ sie träge über den Beton kriechen. Die Luft griff kühl unter das Hemd, bis in die Achseln, der Gedanke an ein Schweben, etwas, das mit der gläsernen Durchsichtigkeit des Fernblicks zu tun hatte. Dazu die Lichtsäulen der Stadt mit ihren grellen Neonfarben. Ich stand da draußen und erlebte dieses herrliche Gefühl, einfach hier zu stehen und den Schweiß der Arbeitstage aus dem kurzärmligen Hemd davonblasen, die Krawatte zu lockern und den Wind den Hals belecken zu lassen. Ich war völlig einsam in einer Millionenstadt, es schien nur mehr Zeichen und Andeutungen von anderen Menschen zu geben: Jemand anderer mußte gerade heimgekehrt sein, der Kühlerventilator des Wagens lief noch im Halbdunkel der Garage, dann setzte er aus. Das Wehen des Windes über den Dächern wurde Vordergrundgeräusch, für das die Motorgeräusche der nächsten Verkehrsstraße

die Begleitung abgaben. Der Wind sank in die Spalten zwischen den Gebäuden zum Rauschen ab, winselte durch Öffnungen. Als ich den Kopf wandte, zerblies mir der Wind das Stirnhaar. Die feuchte Luft floß über die Haut, und beim Atmen wurde der Kopf kalt. Am Gang des alten Apartmenthauses knarrte das mit Teppich belegte Parkett. Im Kasten tickte der Zeitschalter. Hier, innen, war noch Hitze und Modergeruch. Das Licht fuhr wie eine Flüssigkeit aus der Röhre. Das Geräusch des Uhrmechanismus im Schalterkasten wirkte lebendig. In der Wohnung stand ich am Fenster wie auf einer mobilen Platte oder auf einer sich senkenden Rolltreppe. Der rasch einsetzende Regen, sein Aufmurmeln am Dach, das Klöppeln in den Abflußrohren der Dachrinnen, das Hochspritzen vom Pflaster, waren ein Elixier für mich. Der Geruch des Unkrauts im Hinterhof unter dem Regen, und das Glänzen am Pflaster in der Tiefe, waren starke Empfindungen. Der Asphalt schimmerte spiegelschwarz, die Ziegelmauern der anliegenden Gebäude färbten sich dunkler, und die Durchsichtigkeit des Wassers auf den Rinnen am nahen Flachdach mit dem Licht der Nachbarfenster war fast gelb. Das Tropfen auf den dunklen Blättern des Strauchs, und wie sie sich wanden sich unter dem ungewohnten Gewicht und es abrollen ließen, gefiel mir. Blätter wippten im Park am Pflanzenstil und verursachten winzige Explosionen, die sich zur Lautkulisse zusammenschlossen, dem Trommelfeuer des Aufpralls.

Dazu die braunen, löchrigen Wiesen, von denen der Regen als allumfassende, leise Klangdecke stieg, im Gegensatz zum Regenfall auf der Wohnstraße, dem Prasseln, dem Wischen der Fahrzeugreifen, dem Gurgeln in Kanalrohren, das ich von vorne durch die hochgeschobenen Fenster hörte!

Der nebelhafte Lichthof der Straßenlampen über der weißen Gischt des Meeres vor dem von Punkten gestanzten, gedunkelten Sand!

Der Regen, der am Spiegel des Teiches Kreise malte, bevor er die Oberfläche unter einem Aufschäumen weißlich trübte!

Der in das glitzernd dahinschießende Bachwasser fallende Regen, und die dem Regen nachfolgende braune Anschwellung des Bachwassers!

Der Regen, unter dessen Fall die Baumkronen ein Murren ausstießen!

Das Donnergrollen draußen im Grau!

Das Gebäude, in dem ich stand, rollte unter dem Regen, die Holzgerüste summten vom Aufprall der einzelnen Geschosse, wenn man am Fenster lehnte und über die Dächer hinweg die regengewaschenen, regengetrübten, zahllosen Lichter der Großstand in einem weiten Umkreis in sich aufnahm. Regen und Raum und Lichter, das war eine chemische Veränderung zwischen verschleierten Gebäudeschemen.

Und dann blieben einige Lachen zurück. Ich schaute über die Stadt bis zum Stadtkern, wo die Glastürme und Metallstrukturen auf gleicher Höhe den Blick abschnitten. Der Himmel war wieder blau, es gab keine Wolken mehr. Abends gleißte dort der Widerschein der Sonne wie in einem monumentalen lückenhaften Spiegel auf, hing fremd

und rot über der Stadt, die schon in Nacht versunken war. Am Morgen waren manchmal in den Ritzen der Gehsteige feuchte Male übrig, und zwischen den Wolkenkratzern hing auf Halbhöhe Nebel.

Darüber vergingen zwei Jahre. Es waren Jahre der Trockenheit, von Smog, von Hitze. Natürlich hatte ich in diesen Jahren gelebt, ich war zwischendurch in Europa gewesen, ich hatte studiert, in meiner Freizeit interessante Arbeit gefunden, und arbeitete trotzdem noch hier an diesem Tisch, in einer besseren Position. Ich war gerne Banker, und ich führte ein Leben nach meinem Geschmack. Und doch saß ich nun schon seit Wochen am Schreibtisch, ein Gesicht vortäuschend. Nur die Mobilität der Aufzüge täuschte Flucht vor, die ich nicht planen, nicht beschließen und nicht durchführen konnte. Es war Weihnachtszeit, und der Christbaum im Foyer wurde von Lichtschlangen durchzogen, die in ihrer Gesamtheit und ihrem mechanischen Blinken erstarrten Schneefall suggerierten. Die Rolltreppen der tieferen Geschosse konvergierten optisch in Schächte, in die man stehend verschwand. Vor dem Portal der Bank griff mir der Santa-Ana-Wind heiß in die Nase wie die Finger des Dompteurs einem Tanzbären. Lifttüren öffneten sich und man sah in jedem Stockwerk an der Gegenwand einen großen Reisigkranz, besetzt von Tannenzapfen, Zitronen und Äpfeln. Die Kränze erinnerten an Grabschmuck.
Der weite, erdausschließende, wolkenlose Himmel, nach einer Stunde des Dateneinspeicherns betrachtet, wurde fern und unter blitzhafter Annäherung aus dem Smogschleier von den stählernen Leibern ziviler Hubschrauber durchmessen, hell und sonnblitzend, die mit schwirrenden Rotorellipsen von Minute zu Minute auf einer der Landeflächen der straßauf straßab stehenden Wolkenkratzer aufsetzten oder hochstiegen. Das in sich wühlende Gewicht erschütterte den Rahmen dieser Arbeitsgebäude erdbebenhaft. Das Abheben der in den Dachbalken rumorenden Maschine befreite wie von einem Alpdruck. Im Süden der Stadt flossen erdabgewandt im Himmel die blauweißen Pfeile des Hochnebels, ein Flugzeug pro Minute, und da ahnte ich, worum es sich handelte: Es war wieder diese Trockenheit, die mir das Leben schwer machte, wieder diese nun schon seit zwei Jahren anhaltende Abwesenheit des Regens.

Nach der Arbeit saß ich an diesem heißen, trockenen Wüstennachmittag unten am Betriebsparkplatz im Wagen. Wolkenlose Stille, kein Luftzug, Hitze. Die Straßen leer, und die Luft stickig. Ich fuhr damals einen staubigen, hellblauen Chevrolet Caprice mit fleckigen Polsterbänken. Ich war stolz darauf: die Klimaanlage mit dem gebrochenen Schalthebel, die intakte Cruise Control. Es war ein amerikanischer Traditionswagen, wie ich ihn als Kind in Europa heranwachsend gekannt hatte aus Filmen, die mich beeindruckten. Damals war so ein Wagen, der mich nicht mehr als tausend Dollar gekostet hatte, genauso weit entfernt wie die Amerikaner, die im Fernsehen auf dem Mond landeten.
Ich hatte das Radio aufgedreht und saß da. In den Nachrichten hieß es, eine Schlechtwetterfront gehe einige hundert Kilometer nördlich über die Wüste, und ich dachte mir: „Jetzt fährst du dem Regen entgegen, und wenn es dabei Nacht wird."
Ich startete den Wagen und es ging los. Am Boulevard waren zwei Feuerhydranten zur Verbesserung des Trinkwassers weit aufgedreht worden, das brackige chlorierte Wasser ergoß sich weiß schäumend über die Fahrbahn, und ich dachte, als ich im Rückspiegel die Pfütze sah: „Bald ist die ganze Landschaft naß, aber von oben."
Der Wagen verließ nach einer Stunde Stadtautobahn die Zivilisation und verlor sich in

gelbbraunen, leblosen Hügeln, über die sich der schwarzblaue Schatten einer Wolke schob.
Ein Schild am Beginnen einer Steigung sagte: „Nächste 6 Meilen Klimaanlage ausschalten."
Die Temperaturanzeige des Motorinneren stieg auf 220 Grad Fahrenheit. Sonnenflecken krochen über Hügelrippen, als der Wagen im Leerlauf das graue Betonband tieferrollte. Wenige Einzelheiten in einer sonnenstarren Wüstenlandschaft: Die Schnäbel der Ölderricks, die an einem schwarzen Faden zupften, der die Ebene durchstach und die Erdkruste anzapfte.
Der Radioempfang aus der Stadt surrte und brach ab, und ein Wüstensender spielte Countrymusik. Der Himmel war hoch und vollkommen blau, und ich litt unter der Hitze der ansteigenden Fahrt ohne Klimaanlage. Die Tankanzeige wanderte, während der Wagen auf einer geraden Linie in die horizontumkränzte Erdplatte vordrang, von links nach rechts.
Ein gelbes Motorflugzeug querte brummend die Landstraße, dann wurde es wieder still. Die Farbe der Ebene wechselte von Braun auf Grau, die Zugluft wurde stickig heiß, und in der Ferne kamen die ersten Regenwolken, oder war das Staub? Nein, Mähdrescher: Sie wühlten Sand und Spreu auf.

Eine Windbö erfaßte den Wagen und verschob ihn parallel.
Die Scheinwerfer entgegenkommender Fahrzeuge gingen, als der Wind eine Sandwolke über die Ebene trieb, an. Im Motor krächzte etwas, verstummte wieder. Als sich die Staubwolken geklärt hatten, spiegelte sich der blanke Himmel am Ende der Straße auf der Fahrbahn. Die Sonne, klein und weiß, ließ in ihrer Intensität nach.
Ich setzte den nackten Fuß auf das Gaspedal. In der Wüste kamen manchmal winzige schwarze Wolken auf mich zu, fleckten unter starken Windböen die Haut mit Tropfen und zogen weiter. Solche Wolken mußten die kleinen Striche vor den blauen Schatten der Berge sein. Ich trank an einer Tankstelle Kaffee und las in Shakespeares Stücken. Es war ein altes Buch mit hartem Einband und pergamentartigen, vergilbten Seiten.

Ich sah auf die Uhr: Es war acht. Es würde bald dunkel werden. Ich legte es als erstes Zeichen des nahenden Regens aus: Der Wind kehrte Buschblätter um. Ich goß Öl in den Motor, wusch die Scheiben. Es war der dreiundzwanzigste Dezember. Rötlicher Sonnenschein legte sich auf Sand und Wägen. Ich kaufte eine Packung Zigaretten, setzte mich ins Auto und riß ein Streichholz an. Dann fuhr ich weiter, in der Abendlandschaft dem Dunkel zu, das entweder neue trockene Luftmassen der Nacht, oder die ersehnte Feuchtigkeit bringen würde.
Die Landstraße war gerade und leer. Rechts standen mit einem mal dicht tausende und abertausende Rinder auf dunkler, vegetationsloser Erde wie eine Warnung: Das Bild von Trockenheit geborstenen Bodens. Ein aquagrüner Wasserkühler. Eine Cumuluswolke fror am Himmel zu einer grauen Gebärde fest. Der Rotstrich der Benzinanzeige wanderte neuerlich von links nach rechts. Es war zehn Uhr, elf Uhr abends. Im Grau der Dämmerung glitzerten Ketten gelber Zwillingslichter. Dann streiften die Ausläufer einer Gewitterfront die Ebene, sichtbar als Schleier vor den Bergen. Blitzäste funkten links, dann rechts auf. Die glatzigen Reifen des Wagens schlingerten über die Fahrbahn, Tropfen platzten auf der Windschutzscheibe zu Lichtringen auf. Wasserschlieren zeichneten Kringel auf der Heckscheibe. Ein Wasserschwall traf den Blick und

verwandelte die Scheibe in weißes Prasseln. Der im Schritttempo rollende Wagen schwamm auf einem Teppich aus Gischt und Dellen und verlangsamte sich so wie man in die Arme eines anderen sinkt, und einfach aufgibt. Ich war da!